

# Das Münzwesen in Österreich ob und unter der Enns im ausgehenden Mittelalter.

Von

Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth,

k. k. o. ö. Universitätsprofessor (Graz).

## Vorbericht.

Der zeitliche Beginn ist für diese Abhandlung durch die Neuberger Länderteilung vom Jahre 1379, beziehungsweise durch das etwa zwei Jahrzehnte höher hinauf reichende Münzen nach der Teuerung des Silbers gegeben, der Abschluß durch die Aufhebung der Körperschaft der Wiener Hausgenossen im Jahre 1522.

Die Literatur über das Wiener Münzwesen ist ziemlich angewachsen, besteht jedoch fast nur aus Einzelarbeiten. Einigermaßen zusammenfassend ist mein Aufsatz über Wiener Münzwesen, Handel und Verkehr im Mittelalter, im 1. und 2. Bande der schwer zugänglichen Geschichte der Stadt Wien, die der Altertumsverein 1897 und 1902 herausgegeben hat. Die chronologische Anreihung der Wiener Gepräge, die ich darin versucht habe, ist jedoch durch neuere Forschungen überholt, die ich in meinem Schriftchen „Wiener Münzwesen im Mittelalter“, Wien, C. Fromme, 1913, für die Zeit bis zum Jahre 1400 in Kürze zusammengestellt habe. Eine Übersicht des in Betracht kommenden Quellenmaterials bieten meine „Umriss einer Münzgeschichte der altösterreichischen Lande im Mittelalter“, Wien 1909, die in der Neuen Folge der „Wiener numismatischen Zeitschrift“, Band II, erschienen ist.

Im nachstehenden Verzeichnis von Abhandlungen über das Wiener Münzwesen von der Mitte des 14. Jahrhunderts bis 1522 kürze ich die „Wiener numismatische Zeitschrift“ durch WNZ., das Jahrbuch für Altertumskunde der k. k. Zentralkom-

mission für Kunst und historische Denkmale durch Jb. Z.-K., das Archiv für österreichische Geschichte durch A. ö. G.

Bergmann, J. v., Groschen der Stadt Wien, 1519/21, WNZ., I. — Blumberger, Über den Gehalt des österreichischen Pfennigs im 14. Jahrhundert, A. ö. G., VIII. — Buchenau, Neue Mittelalterfunde aus Österreich, WNZ., XXXVIII. — Domanig, K., Fund von Thomasberg, WNZ., XXIII. — Huber, Alf., Untersuchungen über die Münzgeschichte Österreichs im 13. und 14. Jahrhundert, A. ö. G., XLIV. — Kaltenbaeck, Das Wiener Münzrecht vom Jahre 1450, Wien 1846. — Karajan, Th. v., Beyträge zur Geschichte der landesfürstlichen Münze Wiens im Mittelalter, 1838. (Abdruck aus dem von Chmel herausgegebenen Österreichischen Geschichtsforscher.) — Kolb, Jos. v., Ein Goldgulden K. Friedrichs III. für Wiener-Neustadt, WNZ., XI. — Kováts, F., Über die Nachmünzung der Wiener Denare in Preßburg um die Mitte des 15. Jahrhunderts, WNZ., XXXIV. — Löhr, A. v., Berichte über Münzfunde in dem Jb. Z.-K., III. — Mader, J., Kritische Beiträge zur Münzkunde des Mittelalters, Prag 1806, II: Bruchstücke über das österreichische Münzwesen im Mittelalter. — Muffat, A., Über das Gewicht und den Gehalt der österreichischen Pfennige, München 1873. (Abhandlungen der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften, III. Kl.) — Primisser, Al., Das älteste österreichische und Wiener Münzwesen. (In Hormayrs „Wien“, III, 1823.) — Renner, V. v., Verschiedene Berichte über Münzfunde aus dem 15. Jahrhundert in den Mitteilungen der österreichischen Gesellschaft für Münz- und Medaillenkunde, I, VI. — Raimann, Fz. v., Zur österreichischen Münzkunde des 15. Jahrhunderts: WNZ., III. — Über einige Aufgaben der österreichischen Münzforschung, WNZ., IX. — Zwei österreichische Münzfunde, WNZ., XX, XXI. — Sailer, Heinr., Niederösterreichische Münzwerte im 14. Jahrhundert. (Blätter des Vereines für Landeskunde von Nieder-Österreich, 1869.) — Schalk, K., Wiens Geldwesen 1251—1892. Mitteilungen des Klubs der Münz- und Medaillenfrende, 1894. — Münzfuß der Wiener Pfennige vor der Reform von 1399, WNZ., XI. — Münzfuß der Wiener Pfennige in den Jahren 1424—1480, WNZ., XII, XIII. — Desgleichen im Jahre 1450, WNZ., X. — Zur Geschichte des österreichischen Münz-

wesens im 15. Jahrhundert, WNZ., XIV. — Wiener Münzverkehr im 16. Jahrhundert, WNZ., XIII. — Der Ybbser Münzfund, WNZ., XXII. — Die österreichischen Goldgulden im 15. Jahrhundert, WNZ., XI. — Gemeiner Arbeitslohn und Kaufkraft des Geldes in Wien im 15. Jahrhundert. (Wien, Kommunalkalender, 1888.) — Wiener Münzverhältnisse im 15. Jahrhundert. (Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, IV.) — Schraml, H., Der Arbesbacher Münzfund. Mitteilungen des Klubs der Münz- und Medaillenfrennde in Wien, 1891.

Von meinen Abhandlungen seien noch genannt: Wiener Pfennige, WNZ., VI, VIII, IX. — Kleine Beiträge zur österreichischen Münzkunde des 15. Jahrhunderts, WNZ., XXI, dann die Beschreibungen der Münzfunde von Holleneck (WNZ., V), Guttenstein (Mitteilungen Z.-K., N. F., III), Mödling und Hollenstein (Jb. Z.-K., IV, V, 1910/11) sowie „Die Chronologie der Wiener Pfennige“. Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften, CXLI, 1899.

### I. Das Münzwesen unter den Albrechtinern.

1. Der Geldverkehr in Österreich hatte im 13. und 14. Jahrhundert unter dem Druck der jährlich wiederkehrenden Münzerneruerung schwer gelitten. Nur die Gepräge des laufenden Jahres waren als sogenannte neue oder „rechte“ Pfennige gesetzlich anerkanntes Zahlungsmittel, waren also Geld, alle übrigen fielen unter den Sammelnamen „alte Pfennige“ und wurden bloß nach ihrem Feingewicht wie Rohsilber als Ware bewertet. Das brachte eine starke Belastung der Bargeldvorräte mit sich, die innerhalb eines Jahres umgesetzt werden mußten, falls man nicht bis zu 20 und selbst 25% des Nennwertes einbüßen wollte. Mit anderen Worten: dem Nutzen, den der Landesherr aus dem Münzregal zog, stand ein unvergleichlich größerer Verlust gegenüber, den die gesamte Bevölkerung zu leiden hatte. Dem Herzoge flossen beispielsweise im Jahre 1334 rund 5000 Pfund Pfennig als Münzgewinn zu, während man in Melk um dieselbe Zeit (1339) 100 Pfund Pfennig oder 2% des obigen Betrages fürs Stift allein als Münzverlust zu buchen hatte, ungerechnet den Schaden, den die Bürgerschaft des Marktes und die Stiftsuntertanen aus gleichem Anlaß zu tragen hatte!

2. Diese Ausbeutung des Münzregals dauerte in Österreich bis zum Regierungsantritt Herzog Rudolfs IV., der im Jahre 1359 in einem gemeinen und offenen Gespräch mit allen Landherren, Rittern und Knechten von Österreich gegen Einräumung des Ungelds von allem verzapften Getränk auf „sein Recht“ der jährlichen Münzerneuerung verzichtete. Doch geschah dies zuerst nur probeweise auf ein Jahr und nicht allgemein, da vorgesehen war, daß ein oder der andere Landherr auf seinen Besitzungen den bisherigen Zustand der Entrichtung des Ungelds vorziehen könnte. Man muß sich jedoch mit diesem Abkommen bald befreundet und den Vertrag nach Jahresfrist dauernd erneuert haben, weil wir in Österreich fortan die Herzoge im Besitz des Ungelds antreffen, das mehrere Male ausdrücklich als Abfindung für die Preisgabe des Rechtes auf Münzerneuerung bezeichnet wurde.

Im Ungeldbrief war die Ausmünzung eines sogenannten ewigen Pfennigs, d. h. eines guten, beständigen Geldes, das zu Wien oder anderswo durch die Hausgenossen um den rechten und gewöhnlichen Schlagschatz geschlagen werden sollte, zugesagt, „als das notdürftig ist, durch daz unser land und leut an klainen phenning nicht brestens gewinnen“. Aufgegeben hatte der Herzog nur sein Recht, die umlaufende Münze alljährlich oder auch in größeren Zwischenräumen durch einen einseitigen Herrscherakt zu verrufen. Wir wissen jedoch aus Rudolfs eigenen Worten, daß er nach Erlassung des Ungeldbriefs durch mehrere Jahre mit der Ausmünzung aussetzte und daß dadurch „grosser prest an unserer münss an Wienern in unserm land“ entstand, bis der Herzog am 24. November 1362, nach eingehender Beratung mit dem Münzmeister und den Hausgenossen die Ausgabe einer neuen Münze „nach der tewrung des silbers“ anordnete. Damit wurde ein Weg eingeschlagen, der viele Jahre beibehalten wurde, der aber, wie wir sehen werden, trotz der besten Absichten der Beteiligten, zu großer Verwirrung des österreichischen Münzwesens führen mußte und auch geführt hat.

3. Das Münzen nach der Teuerung des Silbers bezweckte die Herstellung möglichst guter Münze, leider mit ungenügenden Mitteln. Der Wiener Pfennig aus der Mitte des 14. Jahrhunderts hatte gegenüber seinen Vorgängern vor hundert Jahren

sowohl an Gewicht als an Feingehalt etwa ein Fünftel eingebüßt, war also erheblich geringer geworden, während sich der Geldverkehr stark gehoben hatte. Er war demnach als Münzeinheit schon zu klein, um die Oberwährung bilden zu können. Statt nun selbst größere und bessere Silberstücke auszugeben, hielt man in Wien am Pfennig als Landesmünze fest und duldete den Umlauf fremder Gepräge, die als Pfennigvielfache gingen und so die Rolle der Oberwährung übernahmen. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bürgerten sich vor allem die ungarischen Goldgulden ein, die sich durch die Stätigkeit ihres Feingewichtes zum Preismaßstab vorzüglich eigneten, jedoch gegenüber den Wiener Pfennigen einen steigenden Kurs hatten, weil das Feingewicht der österreichischen Landesmünze beständig abnahm. Nach einer Zusammenstellung, welche ich seinerzeit im VIII. Bande der „Wiener numismatischen Zeitschrift, Seite 295, veröffentlichte, rechnete man 1354 den ungarischen Goldgulden auf 94 Wiener Pfennige, 1360 auf 96  $\frac{2}{3}$ , 1364 auf 98  $\frac{2}{3}$   $\frac{2}{3}$ , 1371, 1373 auf 100 Wiener Pfennige u. s. w. Der Ausdruck „Teuerung des Silbers“ ist daher nicht auf eine Verschiebung des Wertverhältnisses der Edelmetalle zu deuten, das sich damals ziemlich stetig auf ungefähr 1:12 hielt, sondern bezog sich auf den Kurs des Goldgulden, den die Hausgenossen mit Wiener Pfennigen einwechselten, weil sie das Münzsilber mit einem unveränderlichen Gegenwert bezahlen wollten. Jede merkliche Änderung im Guldenkurs mußte daher auf den Münzfuß zurückwirken, der nach den Bestimmungen des Ungeldbriefes so aufzustellen war, daß nach Abzug der Prägekosten und eines mäßigen Schlag-schatzes für den Herzog, alles übrige der Münze selbst zugute kommen sollte. Da der Münzfuß nicht fest war, das Feingewicht der Pfennige vielmehr größer oder kleiner sein konnte, je nachdem sich der Guldenpreis stellte, mußte man eine Einrichtung treffen, um im Bedarfsfalle entscheiden zu können, ob angezweifelte Pfennige probehältig waren oder nicht. Dies führte zu einer Vorkehrung, welche dem Gedanken der späteren Fahrbüchsen (Probenbüchsen) entsprach. Nach der Anordnung, die Herzog Rudolf IV. 1362 bei Einführung des Münzens nach der Teuerung des Silbers traf, und die in den Jahren 1368, 1388 und 1399 wieder-

holt wurde, sollte bei jeder Änderung des Münzfußes ein Wiener Gewichtspfund oder 560 Gramm Wiener Pfennige zurückbehalten, in zwei gleiche Päckchen geteilt und zur Hälfte dem obersten Kämmerer, zur Hälfte dem Anwalt der Münze zur Verwahrung übergeben werden. Jeder Pack sollte mit dem Siegel des Herzogs verschlossen, jener des obersten Kämmerers überdies vom Anwalt der Münze und umgekehrt versiegelt werden. Wurden später Klagen über die ungenügende Beschaffenheit der ausgegebenen Pfennige laut, so entnahm man jedem der versiegelten Päckchen die erforderliche Anzahl Pfennige, schmolz sie ein und verglich ihr Korn mit jenem der angezweifelten Münze.

4. Sehen wir nun, wie weit die hier nach den Münzverordnungen geschilderten Vorgänge durch die Münzen jener Zeit ihre Bestätigung finden. Vor allem ist es klar, daß man aus der Zeit des Münzens nach der Teuerung des Silbers nicht vielerlei Gepräge erwarten darf. Die jährliche Münzerneuerung war abgeschafft und ein Anlaß zum Wechsel des Münzbildes lag nur vor, wenn eine Änderung des Guldenkurses auch die Änderung des Münzfußes nach sich zog.

Vergleicht man die in meiner Abhandlung über „Wiener Münzwesen im Mittelalter“ dargebotene chronologische Reihe der Wiener Pfennige auf Tafel VII—IX, so sind für die 76 Jahre vom Regierungsantritt Albrechts I. bis zum Tode Albrechts II. an 60 Gepräge schon ziemlich sicher nachgewiesen, man wird demnach annehmen dürfen, daß in dieser Zeit jährlich das Münzbild gewechselt wurde. Für die 40 Jahre von der Erlassung des Ungeldbriefes am 21. März 1359 bis zur Ausgabe der sogenannten Böckler, Ende 1399, steht uns ein Dutzend Gepräge zur Auswahl, von welchen jedoch die Mehrzahl nur nach ihrem Fundvorkommen vorläufig eingereiht ist, und wahrscheinlich aus der Zeit vor 1359 stammt. Die zwei Gepräge von Herzog Rudolf IV., n. 151, 152, gehören wohl den Jahren 1358 und 1359 an, n. 153 und 154, mit dem Wappen der Tirna auf der Rückseite, fallen jedenfalls in die Zeit von 1360 bis 1370, beziehungsweise 1372/73, in welchen Jahren Hans und Jacob die Tirna das Münzmeisteramt bekleideten. Ich habe früher, da uns ohnehin zwei andere Gepräge Herzog Rudolfs IV. bekannt sind und die Mehrzahl der möglichen Jahre

auf die Regierungszeit Herzog Albrechts III. trifft, beide Pfennige diesem zugeschrieben. Ich glaube jedoch jetzt, nach genauerer Erwägung der Münzzustände, die sich in Österreich seit Erlassung des Ungeldbriefs herausgebildet haben, den Pfennig n. 153 mit dem gekrönten Reiterbild des Herzogs als jenes Gepräge bezeichnen zu können, das Herzog Rudolf IV. im Jahre 1362 zur Behebung des großen „prest“ an Wiener Pfennigen ausgehen ließ. Dies prunkvolle Münzbild auf der Hauptseite entspricht den Bestrebungen Herzog Rudolfs IV. besser, als jenen seines Bruders Albrecht III. und das zahlreiche Vorkommen in Münzfunden aus der Zeit von etwa 1370 bis 1410 läßt schließen, daß das Gepräge seinerzeit in großer Menge ausgegeben wurde, was wieder bei der Münzung vom Jahre 1362 zutrifft. Gehört nun Pfennig 153 noch in die Zeit Herzog Rudolfs IV., so ist Pfennig n. 154 sicher in die Zeit Albrechts III., und zwar ins Jahr 1368 zu verlegen. Dagegen lassen sich die Stücke, welche der Münzmeister Michel Geukramer im Jahre 1388 nach der Teuerung des Silbers herstellte, nicht mit voller Sicherheit nachweisen. Am ehesten könnte man den Pfennig n. 150 mit dem grobgezeichneten Lockenhaar hier einreihen, der bis nun frühestens aus dem ums Jahr 1390 vergrabenen Tulner Funde nachgewiesen werden kann, wo er in größerer Anzahl und mit dem höchsten Durchschnittgewicht vorkam. Bedenklich ist nur die Angabe von Raimann, der den Fund beschrieben hat, daß die Rückseite einen Adler mit zwei Bindenschilden, also ein ähnliches Münzbild, wie der viel ältere Pfennig n. 120 zeige. Vielleicht liegt eine Täuschung vor, ich habe noch kein Stück mit deutlicher Rückseite gesehen. Erwiesen ist dagegen, daß die Pfennige mit dem Steinbockkopf, n. 164, die häufig in Funden vorkommen, deren Vergrabungszeit um 1400—1420 fällt, jene „Böckler“ sind, die auf Befehl der Herzoge Albrecht IV. und Wilhelm seit Ende 1399 in großer Menge ausgegeben wurden.

5. Die Wirkungen des Münzens nach der Teuerung des Silbers äußerten sich jedoch im österreichischen Münzwesen ganz anders, als es die Urheber dieses Gedankens erwartet hatten. Bekanntlich krankte unser Münzwesen während des Mittelalters an der ungenügenden Stückelung: man verzichtete auf die möglichste Angleichung der Einzelgewichte und erlaubte

bedeutende Abweichungen im Gewicht der einzelnen Stücke, wofern nur bei einer größeren Anzahl das vorgeschriebene Durchschnittsgewicht zutraf. Mit anderen Worten, man unterließ die Justierung der einzelnen Pfennige und münzte „al marco“. Es gelangten daher schon von der Münze aus Pfennige von stark abweichendem Gewicht in den Umlauf, und dies hatte die sogenannte Seigerung notwendig zur Folge, unter welchem Ausdruck man das strafbare Ausschließen der überwichtigen Stücke verstand, die man mit Gewinn einschmelzen konnte. Die Wiener Pfennige erlitten demnach im Verkehr nicht nur die unvermeidliche Schädigung durch Abnützung, sondern auch die künstliche Minderung des Durchschnittgewichtes, durch die erwähnte Seigerung. Diese machte sich, so lang die jährliche Münzverrufung geübt wurde, verhältnismäßig weniger bemerklich. Man schwächte den Anreiz zum Seigern durch Ausgabe von Pfennigen mit periodisch abnehmendem Schrot, und da dieser unerlaubte Gewinn nur an Stücken gesucht werden konnte, die größeren Metall- als Nennwert hatten, so betraf die Schädigung fast nur die Pfennige des letzten Jahrganges, weil diese allein gesetzliches Zahlungsmittel waren. Alle übrigen Wiener Gepräge, die sich noch in Händen der Bevölkerung befanden, waren ja nur Münzgut ohne Nennwert, waren nur Silber, das selten nach Stücken, sondern meist nach seinem Metallwert mit der Wage in Zahlung gegeben und genommen wurde, daher auch wenig Anlaß zum Seigern bot. Nach dem Ungeldbrief änderte sich dies gründlich. Es gab fortan keine „alten“ Wiener Pfennige im technischen Sinn, denn seit die Anordnung von Münzverrufungen dem Willen des Herzogs entzogen war, machte es keinen Unterschied, ob man mit Pfennigen des letzten Jahres oder mit solchen, die vor 50 oder 100 Jahren ausgegeben worden waren, verkehrte. Mit anderen Worten, der ganze Pfennigvorrat, der sich im Lande im Laufe der Zeit aufgespeichert hatte, besaß jetzt mit einem Schlag die Eigenschaft eines gesetzlichen Zahlungsmittels und die Neuausgabe von Pfennigen nach der Teuerung des Silbers verfolgte nicht mehr den Zweck, neue Zahlungsmittel an Stelle der alten zu bringen, sondern sollte nur die Abgänge am Münzvorrat ersetzen. Diese Remonetisierung längst verrufener Gepräge eröffnete den Seigern ein weites Feld, emsig wurden nun auch aus den alten



Pfennigen die schwereren oder feinhältigeren Stücke herausgeklaubt, und nur die leichteren im Umlauf belassen.

6. Wie rasch die Verschlechterung des Münzfußes infolge dieses Vorgehens um sich griff, kann man mit Zuhilfenahme von Münzfunden, die um die Wende des 14. und 15. Jahrhunderts vergraben wurden, an dem abnehmenden Durchschnittsgewicht bestimmter Gepräge leicht erweisen. Ich wähle zur Veranschaulichung die drei in den Jahren 1362, 1368 und 1399 nach der Teuerung des Silbers ausgegebenen Gepräge mit dem Reiter, dem Turm zwischen zwei Fischen und mit dem Steinbockkopf und füge als viertes jenes mit dem Lockenkopf von rechts, n. 150, bei, dessen Zuteilung an Albrecht II. oder III. nicht ganz sicher ist, das aber nach dem Fundvorkommen gewiß in die Zeit von 1350 bis 1390 gehört. Die Funde, die ich dabei in Betracht ziehe, sind sämtlich schon veröffentlicht, und zwar:

1. Tu. = Tuln, 638 Stück, durch v. Raimann in der „Wiener numismatischen Zeitschrift“, XX. — Vergrabungszeit um 1390.

2. Mö. = Mödling, 250 Stück, vergraben 1400. — Jahrbuch für Altertumskunde, herausgegeben von der k. k. Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale, IV (1910).

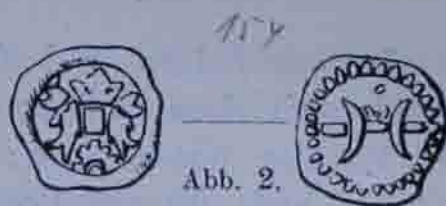
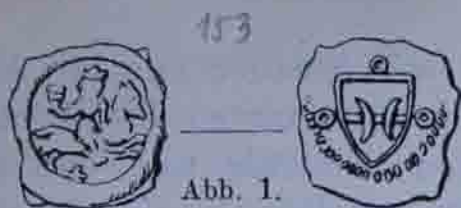
3. S. Kunigund bei Cilli (Ku.), bald nach 1400 vergraben, 1856 Stück. Jahrbuch, a. a. O., I (1907), S. 158, als Fund X beschrieben.

4. Thomasberg bei Neunkirchen in N.-Ö. (T.), beschrieben durch Domanig in der „Wiener numismatischen Zeitschrift“, XXIII. — 1043 Stück. Die Vergrabungszeit ist mit 1408 vielleicht um ein paar Jahre zu spät angesetzt.

5. Marburg I (M.), später als T., um 1408 vergraben, 1865 Stück. — Siehe Jahrbuch, a. a. O., I (1907), S. 159 als Fund XI.

6. Gattenstein in Kärnten (G.), vergraben um 1420 (nach meiner früheren Annahme um 1425). Mitteilungen der k. k. Zentralkommission, N. F., III, 1877, S. CXXXIX ff. — 2500 Stück.

Aus der Vergleichenung des durchschnittlichen Gewichts, das die Pfennige der erwähnten vier Gepräge in den angeführten Münzfunden aufwiesen, ergibt sich nachstehendes Bild. (Die Beifügung eines Sternchens bedeutet, daß die Zahlen abgerundet sind.)



Funde und Vergrabungszeit	Stückzahl	Prozent d. Fundinhalts	Durchschnittsgewicht	Aufzahl aufs Lot	Stückzahl	Prozent d. Fundinhalts	Durchschnittsgewicht	Aufzahl aufs Lot
Tu. (1390)	$\frac{40}{638}$	6.25	0.735	23 $\frac{1}{5}$	$\frac{42}{638}$	3.61*	0.72	24 $\frac{1}{3}$ *
Mö. (1400)	$\frac{7}{250}$	3*	—	—	$\frac{16}{250}$	6.4	0.686	25 $\frac{1}{2}$
Ku. (1400...)	$\frac{32}{1856}$	2*	0.700	25	$\frac{29}{1856}$	1.6	0.72	24 $\frac{1}{3}$ *
T. (vor 1408)	$\frac{30}{1043}$	2.9*	0.693	25 $\frac{1}{2}$	$\frac{40}{1043}$	3.8	0.686	25 $\frac{1}{2}$
M. (1408)	$\frac{38}{1865}$	2*	0.62	28	$\frac{56}{1865}$	3	0.645	27
G. (1420)	$\frac{36}{2500}$	1.5*	0.596	30*	$\frac{50}{2500}$	2	0.58	30



Funde und Vergrabungszeit	Stückzahl	Prozent d. Fundinhalts	Durchschnittsgewicht	Aufzahl aufs Lot	Stückzahl	Prozent d. Fundinhalts	Durchschnittsgewicht	Aufzahl aufs Lot
Tu. (1390)	$\frac{48}{638}$	7.5	0.74	23 $\frac{2}{5}$	—	—	—	—
Mö. (1400)	$\frac{2}{638}$	—	—	—	$\frac{60}{250}$	24	0.70	25
Ku. (1400...)	$\frac{25}{1856}$	1.4	0.70	25	$\frac{108}{1856}$	5.5	0.688	25 $\frac{2}{5}$
T. (vor 1408)	$\frac{35}{1043}$	3.3	0.70	25	$\frac{379}{1043}$	36	0.657	26 $\frac{3}{5}$
M. (1408)	$\frac{44}{1865}$	2.5	0.68	25 $\frac{3}{4}$	$\frac{294}{1865}$	16	0.642	27 $\frac{1}{4}$
G. (1420)	$\frac{40}{2500}$	1.60	0.59	fast 30	$\frac{554}{2500}$	22.2*	0.5825	30

7. Über Schrot und Korn sind wir genauer nur für das Gepräge mit dem Steinbockkopf, die sogenannten Steinböcke oder Pökhler unterrichtet: sie sollten neunlötig sein und zu 25 Stück aufs Wiener Lot geschrotet werden. In einer Gußberechnung der Wiener Hausgenossen, die nach 1416 fällt, weil sie die Wiener Weißpfennige dieses Jahres als vorhandene Münze erwähnt (K a r a j a n, Münzbuch, Absatz LXVIII), wird der Feingehalt ebenfalls mit 9 Lot, das damalige Schrot aber zu 30 auf ein Lot veranschlagt. Beide Ansätze finden sich in der oben gebotenen Zusammenstellung der Durchschnittsgewichte, und zwar das Schrot zu 25 im Mödlinger, das zu 30 Pfennige aufs Lot beim Gutensteiner Fund. — 450 Steinböcke, die ich zur Ermittlung des Feingehaltes einschmelzen ließ, gaben ein Korn von 0.557 oder waren nur um  $1\frac{1}{2}$  Grän geringer, als neunlötig = 0.563. Proben an einzelnen Stücken, die ich früher vornehmen ließ, ergaben sogar 0.574 und 0.580 Feingehalt.

Den Münzfuß der drei anderen Gepräge: n. 153, 154 und 150 können wir nur annähernd bestimmen. Sicher ist, daß sie in geringerer Anzahl aufs Lot, demnach schwerer als die Steinböcke gestückelt wurden, da sie im Tulner Funde (um 1390) die Durchschnittsschwere von 0.735, 0.720 und 0.740 hatten, was einer Aufzahl von  $23\frac{2}{3}$  bis  $24\frac{1}{3}$  Pfennig aufs Wiener Lot entspricht. Ich vermute, daß das ursprüngliche Durchschnittsgewicht auf 0.760 Gramm gestellt war, dem eine Aufzahl von 23 Pfennig aufs Wiener Lot entsprechen würde. Für den Feingehalt stehen mir bisher nur Einzelproben zu Gebote, die noch der Überprüfung durch Durchschnittsproben aus einer größeren Zahl Stücke bedürfen.

n. 153 Reiterpfennig von 1362 . . . . .	0.490 = 7 Lot, 15 Grän
n. 154 Turm zwischen Fischen 1368 . . . . .	0.470 = 7 „ 9 „
eine zweite Probe allerdings . . . . .	0.550 = 8 „ 14 „
n. 150 Lockenkopf rechts . . . . .	0.528 = 8 „ fein.

Ich möchte jedoch gleich hier bemerken, daß die oben erwähnte Gußberechnung, Absatz LXVIII, die „alten Wiener Pfennige“ gleichfalls mit dem herabgekommenen Schrot von 30 Stück aufs Wiener Lot, den Feingehalt aber nur auf 7 Lot veranschlagt. Daß diese Gepräge ums Jahr 1420 in der Tat

durch Umlaufverlust und Seigerung auf die Schwere von  $\frac{1}{30}$  Lot herabgedrückt waren, zeigt ein Blick auf die voranstehenden Tabellen.

Mit dem Leichterwerden des Schrottes der umlaufenden Pfennige verschlechterte sich unausgesetzt der Münzfuß und der Preis des unverändert gebliebenen ungarischen Guldens in Wiener Pfennigen mußte steigen. Abschnitt 3 wurde schon erwähnt, daß der Guldenkurs von 94 Wiener Pfennigen im Jahre 1354 bis zum Jahre 1371/3 auf 100 Pfennige gewachsen war, vom Jahre 1376 ab finden wir folgende Kurse:

1376	=	108 und 110
1377	=	115
1378	=	114
1389	=	120 = 4 β ₤
1394	=	145 und 150 ₤
1395	=	148 ₤

Zu diesem Jahre meldet die „Kleine Klosterneuburger Chronik“, die Zeibig im VII. Bande des Archivs für österreichische Geschichte veröffentlichte (S. 235): „Es war vill valsche münz in dem landt und kham von Payrn herab. In dem jar machet man wol zu Wien 60 wechselbenckh oder wechseltisch der falschen münz wegen.“

1396—1401	=	150 ₤ = 5 β ₤
1407—1411	=	160 ₤

Zum Jahre 1407 meldet die erwähnte Chronik: „Diss iars war grosse irrung der münz halben, dan man uberall im landt khain andern pfennig nemen müsst, den Wiener pfennig, des mäniger grossen schaden namb.“

1416	=	165 ₤
1420—1435	=	180 ₤ = 6 β ₤
1436	=	200 ₤
1438—1439	=	205 ₤
1440—1447	=	210 ₤ = 7 β ₤
1448	=	216 ₤
1452—1454	=	225 ₤
1455	=	240 ₤ = 1 Pfund Pfennig.

8. An Versuchen, dies unaufhörliche Sinken des Münzfußes und das Steigen des Guldenkurses aufzuhalten, haben


es die Herzoge nicht fehlen lassen, allein ihre Bemühungen wurden immer wieder durchkreuzt, weil sich der Verkehr an die leichte Münze gewöhnt hatte und man anderseits den Pfennig als gesetzliches Zahlungsmittel nicht aufgeben wollte. Nach vieler und reiflicher Überlegung hatten die Herzoge Wilhelm und Albrecht IV. bei Anerkennung des Grundsatzes des Münzens nach der Teuerung des Silbers über Rat der Landherren, ihrer Räte, des Münzmeisters und der Wiener Hausgenossen am 18. September 1399 die Ausgabe einer neuen und besseren Münze — der neunlötigen Steinböcke — angeordnet. Die alten Pfennige sollten während einer Übergangszeit — die Hausgenossen dachten an 3 bis 4 Jahre — noch im Umlauf bleiben, und im Verhältnis von 3 alte für 2 neue Pfennige im Handel und Wandel genommen, auch alle Geldschulden, Käufe und Verpfändungen, die sich vor der Zeit verlaufen und verhandelt haben, mit alter Münze bezahlt werden. Der Guldenkurs, hoffte man, würde sich dabei auf 150 alte oder 100 Neupfennige stellen. Eine Verrufung und zwangsweise Einziehung der alten Gepräge nach Ablauf der Übergangsjahre wurde nicht angekündigt, war aber zweifellos beabsichtigt, da man mit der freihändigen Einlösung allein kaum zum Ziele gelangt wäre. Man sieht, bei Ausgabe der neuen Münze walteten volkswirtschaftliche Erwägungen, doch fehlte auch nicht ein fiskalischer Beigeschmack. Das Schrot der Steinbockpfennige, 25 aufs Lot, hielt sich mit jenem der alten Wiener Gepräge, wie sie zur Zeit umliefen, ungefähr auf gleicher Höhe, aber das Feingewicht war gekürzt. Selbst wenn die alten Pfennige, wie die Hausgenossen später rechneten, im Durchschnitt nur siebenlötig = 0.438 gewesen wären, es gab jedoch im Jahre 1400 wohl bessere, aber nicht schlechtere darunter — so erhielt man für 3 alte Pfennige von  $3 \times 0.7 = 2.1$  Gramm Münz- und  $2.1 \times 0.438 =$  rund 0.92 Gramm Feinsilber, nur zwei gleichschwere Neupfennige mit  $1.4 \times 0.563 =$  rund 0.79 Gramm Feingewicht. Man verlor also an vierzehn Zentigramm Feinsilber bei jedem alten Pfennig.

Nicht die Scheu vor diesem Barverlust, wohl aber wirtschaftliche Besorgnisse anderer Art wurden geltend gemacht, um die von den Herzogen sorgsam vorbereitete Münzerneuerung aufzuhalten. Man befürchtete allgemeine Verteuerung des

Lebens, wenn, wie zu erwarten stand, der Versuch gemacht werden sollte, die in leichten Pfennigen des alten Geldes angesetzten Preise später auf die neuen, schwereren Pfennige zu beziehen, und da es den Wienern weniger auf eine mögliche Besserung des Münzwesens für die Zukunft, als darauf ankam, daß die Münze „füglich, beständig und beleiblich“ sei, d. h. daß keine plötzliche Änderung der Münzverhältnisse eintrete, so setzten sie sofort alle Hebel in Bewegung, um die drohenden Änderungen zu hintertreiben. Die Ausgabe der Steinbockspfennige hatte kaum begonnen, so ergingen schon von Wien aus Zuschriften an die übrigen Städte im Lande ob und unter der Enns, welche die dem Bürgerstande drohende Beschwerde durch das neue Geld lebhaft schilderten. In den Antworten der Städte Eggenburg, Enns, Freistadt, Linz, Marchegg, Wiener-Neustadt, Vöcklabruck u. s. w. wurde mehr minder mit denselben Worten die Ausgabe einer schwereren Münze als eine Maßregel beklagt, aus der Land und Leuten „kein gemeiner Nutz“, sondern verderblicher Schaden für jedermann entspringen müsse. Die Stadt Wien wurde um Vermittlung bei den Herzogen ersucht, um diese von ihrem Vorhaben abzubringen und es wurde der Erwartung Ausdruck gegeben, daß die Städte im Besitze ihrer durch das Ungeld erkauften Freiheit gelassen werden würden. Die Herzoge haben zwar die Ausgabe des neuen Gepräges, das in großen Mengen hergestellt worden war, fortgesetzt, dagegen aber den fürs Jahr 1402 beabsichtigten Münzverruf der alten Wiener Pfennige unterlassen. Diese wurden daher nicht aus dem Umlauf verdrängt und die Steinböcke ebensowenig in den allgemeinen Münzverkehr einbezogen. Sie blieben eine Münzgattung für sich, die längere Zeit selbständig bewertet wurde.

9. Der eben erwähnte Versuch, den traurigen Münzständen durch Einführung eines feinhaltigeren Pfennigs aufzuhelfen, war am Widerstreben der Wiener und der österreichischen Landstädte gescheitert. Er wäre indes mißglückt, auch wenn er keinen Widerstand getroffen hätte, da die Steinböcke nur „al marco“ gestückelt waren und daher an ihrem Gewichte durch Seigerung ebenso Einbuße erlitten, wie früher das alte Wiener Geld. Wie rasch dieser Krebschaden, an dem das Wiener Münzwesen im Mittelalter krankte, bei ihnen fühl-

bar wurde, mag man aus der oben nachgewiesenen Tatsache entnehmen, daß diese im Jahre 1399—1400 mit der durchschnittlichen Schwere von 0·7 Gramm oder 25 Stück aufs Lot ausgegebenen Steinbockpfennige um das Jahr 1420 zu 30 Stück aufs Lot gerechnet wurden. Sie hatten demnach im Umlauf während zweier Jahrzehnte ein volles Sechstel oder fast 17% ihres Anfangsgewichtes, das macht im Jahresdurchschnitt 0·059 Gramm oder gut 0·8% am vorgeschriebenen Schrot, verloren, während z. B. die Abnützung der großen österreichischen Zwanziger nach den Untersuchungen von Karmarsch in einem Jahre nur 0·056 Gramm betrug und obigen Jahresabgang von 8% erst nach 15½ Jahren erreicht haben würde.

10. Die Steinbockpfennige beschließen die Reihe der Wiener Pfennige mit bunt wechselnden Münzbildern. Die Gepräge des 15. Jahrhunderts sind einförmig und wurden, um am Gewicht zu sparen, meist in ungereinigtem Zustande als schwarzes Geld ausgegeben. Sie zeigen mit wenig Ausnahmen bis zum Jahre 1460 den österreichischen Bindenschild im Kleeblattbogen und außen in den Bogenzwickeln stilisierte gotische (krabbenartige) Blättchen, Kleeblätter, Kugeln, Sterne u. dgl., die zweifellos Unterscheidungszeichen der verschiedenen Ausgaben sind. Auf der Rückseite finden sich bisweilen undeutliche Spuren eines zweiten Gepräges (?), doch ist nur eine Hausmarke in Gestalt eines breitgezogenen M, auf dem ein Kreuz aufsitzt () , sicher beglaubigt, die auf Pfennigen Kaiser Friedrichs III. vorkömmt. Um den Bindenschild stehen die Anfangsbuchstaben oder der gekürzte Name des Herrschers. Jede Abweichung von diesen Hauptlinien der Wiener Pfenniggepräge des 15. Jahrhunderts, sei es im Bilde, sei es in der Farbe, läßt schließen, daß man mit der Ausgabe der neuen Pfennige die Beseitigung des umlaufenden alten Geldes verbinden wollte, erreicht wurde jedoch diese Absicht nur einmal unter ganz besonderen Verhältnissen, und zwar im Jahre 1460. Es kann darum nicht überraschen, daß das ganze 15. Jahrhundert einen fallenden Münzfuß der Wiener Pfennige aufweist, dem als Begleiterscheinung das Steigen des Guldenkurses in Wiener Pfennigen entspricht.

11. Die ersten sicheren Wiener Pfennige dieser Art gehören der Zeit der Vormundschaft über Herzog Albrecht V.,

also den Jahren 1404 bis 1411 an. Es sind dies Schwarzpennige, welche den mit einer Krone bedeckten Bindenschild zwischen den Buchstaben W— $\mathfrak{A}$  oder  $\mathfrak{L}$ — $\mathfrak{A}$  zeigen, die Wilhelm—Albert und Leopold—Albert zu lesen sind (Abb. 5, 6). Die Zuteilung an diese Zeit, in welcher Herzog Wilhelm vom September 1404 bis zu seinem Tode am 15. Juli 1406 und Herzog Leopold IV. (September 1406—1411, 3. Juni), die Vormundschaft über ihren Vetter Albrecht V. führten, habe ich früher bezweifelt, weil die Münzfunde, in welchen diese Gepräge bis über die Schinderlingzeit vorkommen, keinen sicheren Anhalt bieten und die Krone ober dem Schilde eher auf die Königsjahre Albrechts 1437 bis 1439 zu weisen schien. Es haben mich jedoch die von Schalk und namentlich die von Löhr geltend gemachten Gründe bestimmt, zu der alten auf Mader zurückgehenden Zuteilung an die Vormundschaftsjahre



Abb. 5 (Hälbling).



Abb. 6.

rückzukehren. Die Krone ober dem Schilde ist zwar für den Anfang des 15. Jahrhunderts etwas ungewöhnlich, doch haben die Habsburger, als königliches Geschlecht, seit Herzog Albrecht I. einen gekrönten Helm geführt und Rudolf IV. hat sogar, worauf schon Mader aufmerksam machte, sein Pferd mit einer Krone geschmückt. Entscheidend ist jedoch die Beobachtung v. Löhrs, daß der österreichische Bindenschild auf sichern älteren Geprägen der Herzoge Leopold IV. († 1411) und Ernst († 1424) eine spitze Gestalt aufweist und durch drei parallele Striche angedeutet ist, während die unzweifelhaft jüngere Gruppe der Adlerpennige mit dem Bindenschild auf der Brust und die Prägungen König Ladislaus und Friedrichs V. einen abgerundeten Schild zeigen, auf dem deutlich ein Querbalken aufgelegt ist. Da nun beide Sorten die ältere Form des Bindenschildes haben und eine andere befriedigende Lesung der Buchstaben W— $\mathfrak{A}$  und  $\mathfrak{L}$ — $\mathfrak{A}$  nicht gefunden wurde, so ergibt sich die Zuteilung an die Zeit der vormundschaftlichen



Regierung 1404 bis 1411. Freilich bleibt noch immer ein Bedenken und das ist das verhältnismäßig hohe Durchschnittsgewicht, das diese Pfennige in späteren Funden zeigen. Im Schatz von Hollenstein, der wahrscheinlich 1448 vergraben wurde und nur mehr vier „Steinböcke“ vom Jahre 1399 enthielt, bildeten sie mit 734 Stück unter 2319 österreichischen Pfennigen und Hälblingen ein Drittel und hatten noch 0.55 und 0.56 Gramm Durchschnittsgewicht, obwohl sie, wie später gezeigt werden wird, wahrscheinlich mit der Aufzahl von 30 Stück aufs Lot, also mit einem Anfangsgewicht von 0.583 Gramm ausgegeben wurden. Das würde für 35 bis 40 Jahre, die seit der vormundschaftlichen Regierung der Herzoge Wilhelm und Leopold bis zur Bergung des Hollensteiner Schatzes verstrichen waren, eine auffallend geringe Abnützung sein, im Vergleiche zu der oben (Abschnitt 6) gebotenen Zusammenstellung über den Umlaufverlust, den die Steinböcke und andere ältere Gepräge in weit kürzerer Zeit erlitten hatten.

Als Beizeichen haben die W—A-Pfennige gotische Blättchen oder Kleeblätter, die L—A-Pfennige nur Kleeblätter. Da beides Jahrgangs- oder Münzmeister-Zeichen sind, so würde ich die W—A-Gepräge mit den gotischen Blättern als älter ansehen und dem Jahre 1405, jene mit den Kleeblättern, die auch Herzog Leopold beibehielt, den Jahren 1406, beziehungsweise 1407 bis 1411 zuteilen.

An Nachrichten über das österreichische Münzwesen dieser Zeit ist bekannt, daß Herzog Wilhelm am 16. Juni 1405 den Hausgenossen in Österreich ihre Freiheiten bestätigte und daß Herzog Leopold IV. am 6. Juli 1410 namens seines Mündels den Umlauf fremder Münze verbot. Zum Jahre 1407 meldet überdies die „Kleine Klosterneuburger Chronik“, daß damals große Irrung der Münz halben war, „dann man überall in dem landt khain andern pfenning nemen müsst, denn Wiener pfenning, des maniger grossen schaden namb“. Über den Münzfuß dieser Pfennige sind wir nicht unterrichtet. Nach Feingehaltsproben, die nur von einzelnen Stücken gemacht wurden, waren die W—A-Pfennige siebenlötig (0.440), die L—A-Pfennige etwas besser, nämlich 0.480 oder  $7\frac{2}{3}$ lötig. Letzteres würde ich bezweifeln, da Einzelproben nicht voll beweisend sind. Das ursprüngliche Schrot dieser Pfennige ist unbekannt, läßt

sich jedoch aus dem Guldenkurs annähernd berechnen, der während der Jahre 1407 bis 1411 auf 160 Pfennig der umlaufenden Münze stand, zum Verständnis der Rechnung ist jedoch ein Einblick in die Geschäftsgebarung der Wiener Hausgenossen unerlässlich.

12. Die Untersuchungen von Schalk haben gezeigt, daß das Wertverhältnis der Edelmetalle vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis über die Zeit der Schinderlinge hinaus stetig war und daß der ungarische Gulden dazumal ein unverändertes Feingewicht hatte. Diese Eigenschaft machte ihn zum Wertmaßstab für den Großverkehr und darum kauften die Hausgenossen das für die Münze benötigte Silber um Goldgulden, und zwar so, daß sie für ein vollwertiges Stück 256-Wiener Lot oder 44·8 Gramm Feinsilber in Anschlag brachten, was dem damaligen Marktpreis des Silbers entsprach. Wertmesser des Kleinverkehrs blieb indessen nach wie vor die umlaufende schwarze Pfennigmünze, die sich teils aus älteren österreichischen Geprägten, dem sogenannten „Wiener Geld“, teils aus beigemengtem fremden, vor allem bayrischen Pfennigen zusammensetzte. Da nun wenig Bergsilber auf den Wiener Markt kam, so deckten die Hausgenossen ihren Silberbedarf nach dem Tageskurs durch Einlösung der umlaufenden schwarzen Pfennigmünze gegen Goldgulden, wobei sich der Kurs nach der Beschaffenheit des gekauften Geldes richtete und so gehalten war, daß die Hausgenossen für 3·388 Gramm Feingold mindestens 256 Wiener Lot oder 44·8 Gramm Feinsilber als Ware erhielten. Der Münzfuß der neuen Pfennige, die sie in Umlauf brachten, war jedoch jeweils um die Kosten der Münzherstellung leichter. Eine Spannung zwischen dem Einkaufspreis des Rohmetalls und dem Preise des vermünzten Metalls besteht noch heute, sie beträgt jedoch bei harter Münze nur wenige Tausendstel des Feingewichts. Im Mittelalter hingegen war sie groß, da für den Münzherrn ein Schlagschatz als Gebühr vorweg genommen wurde, die Herstellung der Pfennige kostspieliger war als unser Maschinenbetrieb und endlich auch der Hausgenosse, der den Guß auf seine Kosten besorgte, den Anspruch auf einen bürgerlichen Gewinn als Unternehmer geltend machte. Es kann daher nicht überraschen, daß, während man 44·8 Gramm Feinsilber Ware für einen Goldgulden oder 3·388 Gramm Feingold kaufte,

die zum Nennwert ausgegebenen Pfennige nur etwa  $2\frac{1}{4}$  Wiener Lot (= 39.4 Gramm) oder noch weniger als Gleichwert für den Goldgulden enthalten sollten. Dieser merkbare Unterschied zwischen dem Preise des rohen und des gemünzten Metalls war ein zweiter Schaden, an dem das österreichische Münzwesen während des Mittelalters krankte und eine Mitursache, welche den Guldenkurs in die Höhe trieb.

13. Versuchen wir nun den Münzfuß nach diesen Ausführungen zu ermitteln, so steht einmal der Feingehalt der W— $\mathfrak{A}$ -Pfennige mit 0.440 oder 7 Lot fest, ein Lot Münzsilber enthielt demnach

demnach  $\frac{17.5 \times 440}{1000} = 7.7$  Gramm Feinsilber. Wir wissen

ferner, daß in 160 neuen Pfennigen, die damals der Guldenkurs waren, infolge des höheren Nennwertes der Münze nicht 44.8 Gramm = 2.56 Wiener Lot Feinsilber, sondern weniger, etwa 39.4 Gramm =  $2\frac{1}{4}$  Lot, vorhanden sein sollten. Diesen Ansätzen kommen wir nahe, wenn wir die ursprüngliche Aufzahl der W— $\mathfrak{A}$ -Pfennige zu 30 Stück aufs Münzlot annehmen. Der Pfennig hätte dann von der Münze aus ein Raugewicht von  $17.5 : 30 = 0.583$  Gramm und ein Feingewicht von  $\frac{0.583 \times 440}{1000} = 0.256$  Gramm gehabt. 30 Pfennige zu 0.256

Gramm geben 7.68 Gramm Feinsilber oder bis auf zwei Zentigramm genau das Feingewicht des rauhen Lotes, 160 Pfennige zu 0.256 Gramm Feinsilber würden überdies mit 40.96 Gramm dem Gleichwert des Guldens in neuer Münze entsprechen. Noch näher würde man jedoch dem Ansatz von  $2\frac{1}{4}$  Wiener Lot oder 39.4 Gramm Feinsilber kommen, wenn man eine Aufzahl von 31 Pfennigen aufs Lot annehmen wollte, doch würde man dann nur ein Pfenniggewicht von 0.564 rauh erhalten, das offenbar zu niedrig wäre, da das Durchschnittsgewicht der W— $\mathfrak{A}$ -Pfennige, wie schon bemerkt wurde, ums Jahr 1448 sich noch auf 0.55 Gramm stellte.

Ähnlich dürfte der Münzfuß der  $\mathfrak{L}$ — $\mathfrak{A}$ -Pfennige gewesen sein, da ich den nur aus zwei Einzelproben von 0.440 und 0.520 abgeleiteten mittleren Feingehalt von 0.480 als zu hoch ansehen muß.

Ein zweites Gepräge Herzog Leopolds IV. hat im Kleebogen den ungekrönten Bindenschild, umgeben von den Buchstaben

L—P—D = Leopold und Blätter als Beizeichen (Abb. 7). Stücke dieser Art sind viel seltener als die ℒ—Ä-Pfennige, im Funde von Hollenstein kamen z. B. nur 14 Stück, gegen 190 ℒ—Ä-Gepräge vor. Von allen drei Gattungen, den W—Ä, ℒ—Ä und den L—P—D-Geprägten gibt es übrigens außer Pfennigen auch Hälblinge, die sich nur durch Größe und Gewicht ihres Schrötlings unterscheiden und wohl mit den Pfennigstem-  
peln geschlagen sein dürften. Diese Hälblinge sind immer seltener als die Pfennige, da sie aus Abschnitzeln gemünzt wurden, die für Pfennig-Schrötlinge schon zu klein waren.

14. Von Albrecht V. als Alleinherrscher, 1412—1439, sind uns viererlei Hauptgepräge überliefert, welche nach den Beizeichen noch eine Anzahl Arten erkennen lassen.

Ob Albrecht V. alsbald nach Beendigung der Vormundschaft prägen ließ, möchte ich bezweifeln, da ja seine Vormünder, nach dem häufigen Vorkommen ihrer Pfennige zu schließen, reichlich gemünzt hatten. Im Jahre 1416 unternahm er — leider ohne Erfolg — eine Münzbesserung. Die „Kleine Klosterneuburger Chronik“ meldet dies mit den Worten:



Abb. 7.

„In demselben jar (1416) ließ herczog Albrecht schlagen eine neue münz und ließ darauff präckhen den schilt landes ob der Ens und nit Oesterreich, und galt einer 3 hölbing der alten und macht es alles schneweiss und nit schwarcz als sein vorfordern hetten schlagen lassen, damit wuerden die alten pfenning und hölbing an die wechseltisch [getrieben], das es fürbas beleib bey den neuen pfenning und hölbing, aber es gieng grosser unwillen daraus, darumb, das er das nicht nach einer ganczen landschaft gethan het. Derselben pfenning giengen der zeit 3 β 28 s an einen gulden.“

Zur Ergänzung lasse ich hier eine Stelle aus dem von Karajan herausgegebenen Münzbuch der Wiener Hausgenossen (Abschnitt LXVIII) folgen, die sich gleichfalls auf diese Weißpfennige bezieht:

„Item der newn phenning der ainer drey helbing gilt, sullen siben und czwainczig auf das lot gen und auff die markch vierczehen schilling und zweliff phening, das bringt in Wiener gelt zwai phunt funff schilling und achczehen

phennig. Daran ist gewin siben und czwainczig phennig und das Kupfer.“

Diese Weißpfennige sind längst bekannt, sie werden jedoch wegen des Wappenbildes oft nach Österreich ob der Enns gelegt, obgleich nach den Worten der Chronik kein Zweifel besteht, daß es Wiener Pfennige sind, die offenbar darum das ungewöhnliche Münzbild und die ungewohnte Farbe erhielten, damit die Einziehung der umlaufenden Schwarzpfennige mit dem Bindenschild erleichtert war. Sie zeigen in einer sechsbölgigen Einfassung den Adler und die zwei Pfähle im Schilde und um diesen die Buchstaben  $\mathfrak{A} - \mathfrak{B} - \mathfrak{T}^9 = \text{Albertus}$  (Abb. 8). Als Beizeichen stehen Kugeln in den einspringenden Winkeln. Über den Münzfuß geben die beiden voranstehenden Nachrichten Aufschluß. Das Korn sollte neunlötig sein = 0.563 und ist es auch, denn drei Einzelproben, die ich machen ließ, gaben 0.540,



Abb. 8.

0.575 und 0.574, im Durchschnitt also 562 Tausendteile fein. Die Anzahl aufs Lot wird mit 27 Stück angegeben, dem würde ein Schrot von  $17.5 : 27 = 0.648$  Gramm und  $0.648 \times 0.563 = 0.365$  Gramm als Feingewicht des Pfennigs entsprechen. Zweifelhaft bleibt nur, ob sich diese Angaben auf den Zeitpunkt der Ausgabe oder auf die Einlösung der Weißpfennige nach drei bis vier Jahren beziehen. Der geplante Münzverruf war in jedem Falle günstiger für die Bevölkerung als im Jahre 1399. Während damals drei alte Pfennige mit zusammen 0.9 Gramm Feingewicht gegen zwei Steinböcke mit 0.79 Gramm Feingewicht eingezogen werden sollten, stellte sich jetzt das Verhältnis so, daß für anderthalb Altpfennige, für welche ich das Feingewicht der Pfennige aus der Vormundschaftszeit (0.256) einsetze, also für  $\frac{0.256 \times 3}{2} = 0.384$  ein Weißpfennig mit 0.365 Gramm geboten wurde. Der Besserungsversuch scheiterte jedoch aus denselben Gründen, wie der vorhergehende vom Jahre 1399, offenbar war die Bürgerschaft jener Teil der Landschaft, von dem der „Unwillen“ ausging. Die Weißpfennige bildeten gleich den Steinböcken eine Münzsorte, welche nicht in den allgemeinen Münzverkehr einbezogen wurde, man kann dies am Guldenkurse beobachten, der 1416 auf 165 stand und 1420

schon 180 erreichte, während er in Weißpfennigen sich auf 118  $\text{S}$  hätte stellen sollen.

15. Eine Münzgattung, die Herzog Albrecht V., vielleicht bald nachdem sein Versuch, ein besseres Geld einzuführen mißglückt war, ausgeben ließ (Abb. 9), zeigt im Dreibogen den Bindenschild, darüber ein rohes  $\text{R}$  in Gestalt eines nach der falschen Richtung gestellten R. Die Buchstaben neben dem Schilde sind auf den wenigen Stücken, die von diesem Gepräge bisher bekannt sind, nicht ganz deutlich, wahrscheinlich steht rechts vom Schilde ein  $\text{b}$  und links ein  $\text{B}$  oder  $\text{S}$ . Als Beizeichen erscheinen, wie auf den Weißpfennigen vom Jahre 1416, Kugeln in den einspringenden Winkeln. Da während der Jahre 1413 bis 1419 Rudolf Angerfelder Münzmeister in Österreich war, so darf man wohl die Kugeln als das von ihm gebrauchte Münzmeister-



Abb. 9.



Abb. 10.



Abb. 11.



Abb. 12.

zeichen ansehen. Dagegen bleibt ungewiß, in welche Zeit ein anderes Gepräge gehört, das keine Beizeichen aufweist, dafür aber den Dreibogen mit einer anderen Stücken fehlenden Kreislinie umgibt (Abb. 10). Mir sind nur vier etwas undeutliche Stücke aus dem Hollensteiner Schatz bekannt. Nach der spitzen Form des Schildes ließe sich auf die Zeit von 1416 bis 1427 schließen.

In gleicher Weise darf man wohl das gotische Blättchen in den Winkeln des Dreibogens auf den Münzmeister Ulrich Gundlach beziehen, der 1420 bis 1423 und 1425 uns genannt wird. Auch von ihm sind zweierlei Gepräge bekannt: das eine zeigt den Bindenschild von den Buchstaben  $\text{R}$ — $\text{B}$ — $\text{G}$  umgeben, es dürfte ums Jahr 1420 zur Ausgabe gelangt sein und kommt bis über die Mitte des 15. Jahrhunderts in Münzfunden häufig vor (Abb. 11). Der Schatz von Hollenstein (vergraben ums Jahr 1448) enthielt 509 Stücke, der etwa 20 Jahre jüngere Schatz von Ybbs noch immer 138 Pfennige dieser Art.

Um so seltener ist das zweite Gepräge, das bisher nur in wenigen, stark abgegriffenen Stücken bekannt ist (Abb. 12). Es zeigt

als Beizeichen gleichfalls die Blättchen, ober dem Bindenschild ein  $\mathfrak{A}$  und an den Seiten rechts eine Buchstabenverschränkung CL oder GL und links  $\mathfrak{R}$ . Auf beiden Stücken, die im Hollensteiner Funde vorkamen, waren die verschränkten Buchstaben undeutlich, ich glaubte sie etwa OL? auflösen zu können. Seit her sind jedoch Stücke bekannt geworden, die den runden Buchstaben nicht geschlossen, sondern seitwärts geöffnet zeigen, die also ein G oder C sein sollen. Die Ausdeutung der Verschränkung auf den Namen des Münzmeisters G(und)L(ach) klingt verlockend, ist aber nicht sicher. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Abb. 12 so gut wie das vorhergehende Stück Abb. 9 zu den Nachgeprägten gehören.

Gundlach münzte gut siebenlötig, zwei Proben, die ich an einzelnen Stücken vornehmen ließ, ergaben 0.450 und 0.480 fein, eine Probe, die Dr. Schalk mitteilt, würde sogar neunlötig sein (0.562), doch liegt vielleicht eine Verwechslung mit den neunlötigen Weißpfennigen Herzog Albrechts V. vor. — Die Anzahl von Hause aus schätze ich zu 30 Stück aufs Wiener Lot, das würde, wie bei den Geprägten aus der Vormundschaftszeit, ein Raughewicht von 0.583 und ein Feingewicht von 0.256 Gramm für den Pfennig ergeben. Das Durchschnittsgewicht aus 50 Pfennigen, die sich in dem Hollensteiner Münzschatz befanden, belief sich (um 1448) noch auf 0.546 Gramm.

16. Vom Jänner 1427 bis 1430 und ebenso von 1433 bis 1436 ist Niclas unterm Himmel als Wiener Münzmeister bekannt, der im Wappen einen Querbalken mit drei sechsspitzigen Sternchen führte. Mit dem Antritt seines Amtes beginnt die Ausgabe der sechslötigen Schwarzpfennige „mit dem neuen Schild“, d. h. es trat jene Änderung in der Gestalt und Darstellung des Bindenschildes ein, von welcher im Abschnitt 10 schon die Rede war: die bis 1426 übliche, zugespitzte Form des Schildes, bei welchem die Binde durch zwei Einschnitte angedeutet ist, wird verlassen, und die Binde nunmehr erhaben auf einen unten abgerundeten Schild gesetzt. Im übrigen stimmt das Münzbild mit jenem der Gundlachschen Pfennige überein, als Beizeichen erscheinen indessen drei sechsspitzige Sternchen in den drei einspringenden Winkeln des Dreibogens (Abb. 13).

Auf diese Pfennige bezieht sich eine Stelle aus den Aufzeichnungen des Niclas Graner, der als herzoglicher Anwalt in der Wiener Münze seit dem Jahre 1424 tätig war: „Item die swarczn Wyener die mein herr, der herzog lesst slachen mit dem newen schilt anno etc. XXVII<sup>to</sup> die pestent zw VI lotn, pürt die mark zu kaufen umb  $xiii\frac{1}{2}\beta$ , das lot umb XXV am wechsl.“ (Bekannt gemacht durch K. Schalk in den Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, IV, 598, n. 27.) Die Pfennige vom Jahre 1427 wurden also im Gehalt (0.375) schlechter, im Schrot ( $17.5 : 25 = 0.7$  Gramm) aber schwerer als die Gundlachschen Pfennige ausgebracht, welche sie im Feingewicht sogar um ein geringes (0.262 Gramm gegen 0.256 Gramm) übertrafen. Sie erhielten sich sehr lange im Umlauf, hatten jedoch, da sie schwerer waren, durch die Seigerung weit mehr zu leiden als jene. Sie zeigten beispielsweise im Hollensteiner Münzfunde, wo ihrer 474 Stück vorhanden waren, nur ein Durchschnittsgewicht von 0.472 Gramm, während die Gundlachschen Pfennige, obwohl sie von Hause aus im Gehalte feiner, im Schrot leichter waren und eine längere Umlaufszeit hinter sich hatten, noch 0.544 Gramm wogen. Auf der großen Menge, in welcher diese Pfennige 1420 ff. durch Gundlach, 1427 ff. durch Niclas unterm Himmel gemünzt und in Umlauf gebracht worden waren, beruhte die Festigkeit des Guldenkurses, der sich vom Jahre 1420 bis einschließlich 1435 auf der Höhe von 180 Pfennig oder sechs Schilling hielt. Hinterher, als man unter dem Drucke verschlechterter Münzverhältnisse zu leiden hatte, erinnerte man sich obiger Tage als der guten alten Zeit, „als der gulden sechs schilling golten hat“.



Abb. 13.

17. Mit dem Jahre 1436 begann diese Stetigkeit des Guldenkurses zu wanken, die Zusammenstellung, die Schalk im XII. Bande der „Wiener Numismatischen Zeitschrift“, S. 219, bietet, zeigt fürs Jahr 1436 einmal den Guldenkurs mit  $5\beta 29\text{ s}$ , sechsmal mit  $6\beta$  und einmal mit  $6\beta 8\text{ s}$  und  $6\beta 20\text{ s}$ , im Jahre 1437 kommen je einmal  $6\beta$  und  $6\beta 10\text{ s}$  vor. Die Wiener Kammerrechnung vom Jahre 1438 weist hingegen unter 13 Fällen nur einmal den Guldenkurs zu  $6\beta$  auf, der sich im übrigen



zwischen 6  $\beta$  16 $\frac{1}{2}$  bis 6  $\beta$  25  $\text{g}$  bewegt und diese Aufwärtsbewegung hielt an: schon im Jahre 1440 war der Kurs von sieben Schilling (= 210  $\text{g}$ ) erreicht, der sich dann bis 1447 hielt.

Schalk schließt aus diesem Steigen des Guldenkurses, daß im Jahre 1436 mit der Ausgabe einer leichteren Münze begonnen wurde, und wird in seiner Annahme durch eine Münzordnung bestärkt, in welcher der Herzog die Ausprägung sechslötiger Pfennige zu 30 Stück aufs Lot anordnet. Zwar fehle die Jahresangabe, allein der Bezug auf den Herzog weise sie in die Zeit, ehe Albrecht König wurde, also vor das Jahr 1438. Auch die damals geschlagenen Pfennige glaubt er gefunden zu haben, es seien dies gewisse Schwarzpennige, welche Albrechts V. Gepräge mit den Sternchen als Beizeichen in vergrößerter und vergrößerter Zeichnung zeigen. Ich kann mich diesen Ausführungen nur insoweit anschließen, daß ich zugebe, daß um das Jahr 1438, mit welchem der Guldenkurs entschieden auf 6  $\beta$  20  $\text{g}$  und höher hinaufschnellte, eine leichtere, sechslötige Münze geschlagen wurde. Die zögernden Schwankungen des Guldenkurses in den Jahren 1436 und 1437 erweisen meines Erachtens nur, daß die umlaufende alte Münze durch Seigerung und anderen Verkehrsverlust so weit herabgekommen war, daß man in 180 Pfennigen nicht mehr aufs Feingewicht von 256 Wiener Lot Silber rechnen konnte und daher höher gehen mußte. Was ich aber entschieden bestreite, ist, daß die erwähnten vergrößerten Albertuspennige von Herzog Albrecht V. in den Jahren 1436 bis 1438 in Umlauf gesetzt wurden. Ich erblicke in diesen Geprägten das sogenannte „gross körn“<sup>1)</sup>, das zur Behebung der Mißstände der Schinderlingzeit am 23. März 1460 „auf den Form gemacht, als sie etwann bei kunig Albrechts Zeiten gewesen und gangen waren“, vorübergehend in Umlauf gebracht wurde und bestätige diese Behauptung durch die Wahrnehmung, daß diese seltenen Gepräge bisher nur in Funden vorkamen, die nachweislich vom Jahre

<sup>1)</sup> Der von Schalk (W. N. Z. XII, 267) angeführte Bericht eines ungenannten Zeitgenossen meldet über die am 23. März 1460 begonnene Prägung: „derselben münss solt gelten ein gulden 6  $\beta$   $\text{g}$  und ward genannt das groß körn und wurden die phenning auf den form gemacht, als si etwann bei kunig Albrechts zeiten gewesen und gangen waren und die mark solt besteen bei sechs loeten lauters silbers, des das gemain volkh fro was“.

1460 oder jünger sind, während sie anderseits dem im Jahre 1448 geborgenen Münzschatz von Hollenstein fehlten, obgleich dieser über 1300 Pfennige und Hälblinge Herzog Albrechts V. enthielt.

18. Die letzten Gepräge Albrechts sind nach seiner Wahl zum deutschen König (18. März 1438) in den Jahren 1438 und 1439 ausgegangen, sie zeigen im glatten Reif den gekrönten einfachen Reichsadler mit dem Bindenschild auf der Brust (Abb. 14). Sie sind sechslötig (Einzelproben ergaben 0.370—0.380 oder 5 Lot 17 Grän bis 6 Lot 2 Grän), das Schrot dürfte zu 30 Stück aufs Wiener Lot sein, so daß auf den einzelnen Pfennig im Durchschnitt  $17.5 : 30 = 0.583$  Gramm Rohgewicht und  $0.583 \times 0.375 = 0.219$  Gramm Feingewicht kommen würden. Das stimmt bestens zum Guldenkurs von 210 Pfennigen, denn



Abb. 14.



Abb. 15.

in diesen  $210 \times 0.219$  Gramm waren rund 46 Gramm Feinsilber oder gut 2.56 Wiener Lot zu erwarten.

Von allen bisher beschriebenen Geprägten Albrechts, sowohl aus seiner Herzogs- als seiner Königszeit, gibt es sowohl Pfennige als Hälblinge, die mit den gleichen Münzstempeln, jedoch auf Schrötlinge von verschiedener Größe geschlagen wurden. Es gibt jedoch ein Hälblingsgepräge, zu welchem der entsprechende Pfennig bisher nicht bekannt worden ist (Abb. 15). Es zeigt, abweichend von der gewöhnlichen Anordnung, den Dreibogen, oben breit und unten schmal, mit Blattzieraten in den einspringenden Winkeln. Der Bindenschild, der ohne Beigabe von Buchstaben frei im Felde erscheint, ist unten zugespitzt und besteht aus drei parallelen Streifen. Sowohl die Blattzierat, die an jene Gundlachs erinnert, als die ältere Form des Bindenschildes weisen diesen Hälbling in die erste Hälfte von Albrechts Regierungszeit. Das Münzchen ist selten und ist bisher frühestens aus dem um 1420 vergrabenen Münzfunde von Gutenstein bekannt.

19. König Albrecht II. starb vorzeitig am 27. Oktober 1439 und hinterließ bei seinem Tode eine schwangere Gemahlin und zwei Töchter. Zu seinem Erben in Österreich hatte er für den Fall, daß seine Frau einer Tochter genesen sollte, seinen Vetter Friedrich V., den ältesten Sohn des im Jahre 1424 verstorbenen Herzogs Ernst aus der steirischen Linie, ernannt. Würde ihm jedoch ein Sohn und Erbe geboren werden, so sollte die Vormundschaft dem Herzoge Friedrich V. und jeweilig dem Ältesten des Hauses zufallen, der sie im Verein mit der Königin und einem ständischen Ausschusse führen sollte, in welchen vier Böhmen, drei Ungarn und zwei Österreicher zu berufen seien.

Da am 22. Februar 1440 die Königin Elisabeth einen Sohn, Ladislaus den Nachgeborenen, zur Welt brachte, so kam es zu der im Testamente vorgesehenen Vormundschaft. Die Münzen, die König Friedrich IV. während dieser Zeit in Österreich schlagen ließ, sind indessen von jenen, die er als Landesherr ausgab, nicht immer zu trennen, da auch zu Graz seit dem Jahre 1409 nach Wiener Art gemünzt wurde. Ich behalte darum deren Beschreibung dem zweiten Teile dieser Abhandlung vor, der das Münzwesen in Österreich unter der Herrschaft der Leopoldiner im Zusammenhang behandeln soll.

20. Von König Ladislaus ist derzeit ein einziges Gepräge bekannt, das erst in den letzten Jahren seiner Regierung zur Ausgabe gelangte, doch ist bekannt, daß die Wiener Hausgenossen gleich nach Beendigung der Vormundschaft Schritte unternahmen, um eine Anerkennung ihrer alten Stellung zu erlangen. In der Einleitung einer am 9. Juli 1453 von König Ladislaus ausgestellten Urkunde beklagt nun dieser, daß nach dem Tode seines Vaters „von manigen enden ringe munss geslagen und in dem land vasst gebrait und gemain worden, daraus gemainer landschad gegangen ist“. Zur Abhilfe bestätigte er den Hausgenossen das Münzen nach den vormaligen Ordnungen und Satzungen und gestatte auf Widerruf „vorgemelt unser newe munss under in selbe in ainer gemeinschaft zu arbeiten“.

Damit war den Hausgenossen bis auf Widerruf eine wichtige Abänderung ihrer ursprünglichen Einrichtung zugestanden;

die nur den einzelnen in der Reihe, wie es ihn traf, als Unternehmer anerkannte und sogar die fallweise Hintangabe dieses „Gaßrechts“ an einen Genossen untersagte. Diese Bestimmungen, die gerechtfertigt sein mochten, solange die Münze das ganze Jahr in voller Tätigkeit war, ließen sich in ihrer Strenge nicht aufrecht erhalten, seitdem die jährlich wiederkehrende Münzverrufung abgekommen war und die Körperschaft der Hausgenossen unverkennbare Spuren des Verfalls zeigte. Hatte die älteste Form des Hausgenosseneides, die wir kennen, jedem Mitglied die Verpflichtung zu mindestens sieben Güssen jährlich auferlegt, so war diese schon zu Zeiten Herzog Albrechts V. auf drei Güsse im Jahr eingeschränkt. Selbst dies erschien bald als eine zu harte Forderung, denn in dem Eide, den die Hausgenossen 1450 der vormundschaftlichen Regierung schwuren, hieß es, sie sollten gießen nach ihrem Vermögen ungefähr, was die Anzahl der Güsse völlig ins Belieben des einzelnen stellte. Es war nur ein Schritt weiter auf betretener Bahn, wenn nunmehr die Beschaffung des für den klaglosen Betrieb der Münze nötigen Silbervorrats, die bisher für jeden einzelnen als persönliche Verpflichtung bestanden hatte, in dieser Form aufgegeben und auf die neu bewilligte „gemeinschaft und comawn der Hausgenossen“ übertragen wurde.

Ob die Hausgenossen von dieser Ermächtigung alsbald Gebrauch gemacht haben, bleibe dahingestellt, Münzen, die man den Jahren 1453 bis 1455 zuweisen könnte, sind nicht bekannt, und haben sich auch nicht im Verkehr durch Änderung des Guldenkurses bemerklich gemacht. Wohl aber wissen wir, daß durch den obersten Kämmerer von Österreich im Jahre 1455 zu Linz mit den Räten der bayerischen Fürsten Verhandlungen gepflogen wurden, welche die Ausprägung von Pfennigen nach gemeinsamem Münzfuß betrafen. König Ladislaus ging, als sie ergebnislos geendet hatten, für Österreich allein vor und befahl Anfang 1456 die Ausgabe einer siebenlötigen Münze, von welcher 30 Stück aufs Lot und 150 auf den Gulden gehen sollten. Es sind die bekannten Weißpfennige mit dem gekrönten Bindenschild zwischen den Buchstaben L(adislaus) R(ex) mit Kleeblättern in den Außenwinkeln des Dreibogens, die bei ihrer Ausgabe ein Rohgewicht von 0.583 Gramm und ein Feingewicht von 0.256 Gramm für den Pfennig hatten (Abb. 16). Die landes-

fürstlichen Ämter erhielten, wie aus einem Befehl des Königs an den Mautner zu Eans vom 11. April 1456 hervorging, den Befehl, fortan nur Wiener Münze in Zahlung zu nehmen, und zwar „der weißen phenning ainen fur ainen phenning und der swarzen Wiener drey für zway und wo man vor ain swarzen genomen hat yecz ain weissen oder für zwen weiß, drey alt Wiener“.

Die wohlmeinende Verfügung des Königs Ladislaus kehrte sich gegen den Umlauf des fremden Geldes in Österreich und wollte außerdem die entwertete schwarze Wiener Münze durch die besseren weißen Pfennige ersetzen, griff jedoch nicht durch. Das schlechte Geld behauptete sich, wie man aus dem raschen Anschwellen des Guldenkurses entnehmen kann, der schon im Jahre 1457 meist über 8 Schilling Pfennig



Abb. 16.

stand. Die Weißpfennige kamen eben wenig in Verkehr, sie wurden von den Besitzern als Schatzgeld zurückbehalten und als solches, als „Kunig Lasler muns“, noch am Schlusse des 15. Jahrhunderts der schwarzen Münze entgegengesetzt. Erleichtert wurde diese Absonderung durch einfache Auskunftsmittel. Eines von diesen offenbart uns ein Münzfund aus Mähren, der unter vielen (sechslötigen) Wiener Weißpfennigen aus der Zeit Teschlers (1460) auch 68 Pfennige und Hälblinge des Königs Ladislaus brachte, die sämtlich einen durch Einkneifen aufgeboenen Rand hatten, so daß die Trennung der sechs- und siebenlötigen Weißpfennige in diesem Falle schon durch bloßes Befühlen ermöglicht war.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1914

Band/Volume: [13-14](#)

Autor(en)/Author(s): Luschin v. Ebengreuth Arnold

Artikel/Article: [Das Münzwesen in Österreich ob und unter der Enns im ausgehenden Mittelalter 252-280](#)